

Monika Felten

Das Erbe der Runen

Band 2:
Die Feuerpriesterin

Roman



*Für alle,
die meine Träume teilen*

Ein Volk ist so mächtig wie die Herzen seiner Frauen,
gleichgültig, wie mutig die Krieger und wie stark
ihre Waffen auch sein mögen.

Wunand

Prolog

Die Nebel über dem unsichtbaren Pfad, der vom Fluss des Lebens auf den Hügel hinaufführte, erzitterten in gespannter Erwartung. Der einst so viel beschrittene Weg wirkte verlassen, denn es war lange her, dass jene, die dort oben wohnten, auf ihm gewandelt waren. Selbst die Nebel erinnerten sich kaum noch daran, und so harrten sie wachsam dessen, was da kommen mochte.

Ein silberheller Strahl blitzte auf und sandte gleißende Helligkeit in das Zwielicht der trostlosen Welt. Lautlos schoss er durch die Nebel aufwärts und bohrte sich wie ein Pfeil in das geweihte Siegel des großen, zweiflügeligen Tores, das die Halle der Schlafenden vor unerwünschten Besuchern schützte.

Mit einem dumpfen Seufzer schwang es auf, um dem einsamen Wanderer Einlass zu gewähren, der in diesem Augenblick wie ein Geist aus den Nebeln am Fuß des Berges auftauchte und über den steilen Pfad den Hügel erklomm.

Um ihn herum teilten sich die Nebelschwaden und bildeten zu beiden Seiten des Weges eine dunstige Wand. Durchscheinende Gespinnste reckten sich, Armen gleich, daraus hervor, denn jene, die in den Nebeln wohnten, gierten danach, den Wanderer zu berühren. Es verlangte sie nach der Wärme und der strahlenden Aura des Lebens, die den seltenen Gast wie die Erinnerung an längst vergangene Zeiten umgaben.

Der Wanderer in dem dunklen Umhang war der Letzte seiner Art, der Einzige, der geblieben war von denen, die wachen sollten.

Er war allein. Das verlangende Gebaren der Körperlosen berührte ihn nicht. Gleichmütig setzte er einen Fuß vor den anderen, schaute weder nach links noch nach rechts und ließ die feuchten und eisigen Finger unbeachtet, die ihm sehnsuchtsvoll über das Gesicht strichen. Er war diesen Weg schon etliche Male gegangen, und wenngleich seine Besuche in den vergangenen Jahrhunderten seltener geworden waren, so kannte er ihn doch immer noch genau.

Als er den Hügel zur Hälfte erklommen hatte, blieben die Nebel hinter ihm zurück, denn er überschritt eine Grenze, die zu passieren ihnen versagt war. Nach einer weiteren, ungleich steileren Wegstrecke stand er vor dem geöffneten Tor. Ehrfürchtig hielt er inne und verneigte sich stumm. Ein bittersüßes Gefühl der Heimkehr durchströmte ihn, angefüllt mit den glanzvollen Erinnerungen längst vergangener Zeiten. Doch es war ein trauriger Anblick, der sich ihm bot, als er aufblickte. Die Dunkelheit in der Halle jenseits des Tores war leblos, bedrückend und so kalt, dass er unwillkürlich den Atem anhielt, als er den mächtigen Torbogen durchschritt.

Einstmals war er hier ein und aus gegangen. In einer Zeit des Lichts und der Lebensfreude waren er und seine Brüder hier gern gesehene Gäste gewesen. Oftmals hatten sie jene, die diese Hallen mit dem Glanz und der Aura göttlicher Macht erfüllt hatten, auf ihren Streifzügen durch die Welt der Sterblichen begleitet und Teil an ihrem Wirken gehabt.

Der Wanderer seufzte.

Von alledem war nichts geblieben. Nichts erinnerte mehr daran, dass sich hier einst die Schicksale von Völkern und Ländern, ja sogar von Welten entschieden hatten. Hier gab es nur noch Dunkelheit und Stille – eine Stille, die so vollkommen war, dass sie selbst den Klang seiner Schritte auf dem staubbedeckten Boden verschluckte. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, warum er den beschwerlichen Weg auf sich genommen hatte, warum er zurückgekehrt war an diesen Ort, der nichts beheimatete als die leeren Hüllen jener, deren Weisheit den Völkern einstmals ein Segen gewesen war und deren Willen er ihnen kundgetan hatte. Doch auch diesmal fand er nur eine Antwort: Weil er sich dazu verpflichtet fühlte.

Geleitet von dem Bedürfnis, Bericht zu erstatten, zog es ihn, dessen Leben schon so lange währte, dass ein Winter für ihn nicht länger anmutete als ein Wimpernschlag für einen Menschen, immer wieder an diesen Ort zurück, auch wenn es hier niemanden mehr gab, der seinen Worten lauschte und ihnen Taten folgen ließ.

Gedankenversunken wandelte er durch die Halle, deren hochgewölbte, von gewaltigen Marmorsäulen getragene Decke sich irgendwo über ihm in der Dunkelheit verlor, und schritt vorbei an den steinernen Ruhestätten mit den statuengleichen Hüllen der schlafenden Götter.

Aus den Augenwinkeln sah er Thorns Liegestatt, unter deren Staubschicht sich die Formen galoppierender Pferde abzeichneten. Unmittelbar daneben ruhte Emos regungsloser Körper auf einem Bett steinerner Blüten, so makellos schön, dass sie selbst mit Staub bedeckt noch stolz und anmutig wirkte. Er sah Gilians erhabene Gestalt, dessen Bank aus rotem Marmor steinerne Falkenskulpturen zierten. Unweit davon erblickte er Fuginors erstarrte Hülle inmitten eines zu Stein gewordenen Flammenmeeres.

Der Wanderer kannte sie alle, doch er verschwendete seine Zeit nicht mit der sinnlosen Trauer um etwas, das der Vergangenheit angehörte. Zielstrebig schritt er auf die größte der Bänke zu, auf der sich Callugar, der mächtige Schicksalslenker, Seite an Seite mit Tyra, seinem Weib, zur Ruhe begeben hatte. Hier sank er auf die Knie und neigte demütig das Haupt, ganz so, wie es sich für einen treuen Diener ziemte.

»Mächtiger Weltenlenker, ich bin zurückgekehrt, um dir Bericht zu erstatten von dem, was sich in der Sphäre, die die Sterblichen Nymath nennen, zugetragen hat.« Seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern, und doch hallte sie wie ein Frevel durch das allgegenwärtige

Schweigen. »Die Nebel, welche die letzten Freigläubigen vor dem Zugriff des Einen bewahrten, wurden neu gewoben. Das elbische Blut hat triumphiert. Doch Nymath stehen große Veränderungen bevor. Die Knoten der Macht werden neu geknüpft, und nicht einmal das Schicksal vermag zu sagen, welches Volk dem Untergang zu trotzen bestimmt ist. Die Freigläubigen sind ...«

»So, das Schicksal vermag es also nicht zu sagen!« Vom Eingang der Halle her drang ein höhnisches Gelächter zu ihm herüber.

Erschrocken fuhr der Wanderer herum, und sein Gewand bauschte sich, als er sich erhob.

»Du!«, zischte er mit gedämpfter Stimme, und die ungeheure Wut, die in diesem einen Wort lag, ließ die Luft erbeben.

»Überrascht, Alter? Wer sonst sollte dich hier erwarten?« Eine schemenhafte Gestalt löste sich von dem Torflügel und betrat lockeren Schrittes die Halle.

Der Wanderer schwieg. Mit finsterer Miene beobachtete er den jungen Mann, der langsam und lautlos auf ihn zuschritt. Er war von betörender Schönheit; schwarz glänzendes, lockiges Haar umrahmte sein fein geschnittenes Gesicht, während kunstvoll gearbeitete und reich bestickte Gewänder den athletischen Körper umhüllten. Seine Haltung kündete von Macht und Stolz, doch der Blick aus nachtschwarzen Augen zeugte von dem Hochmut, der sich dahinter verbarg.

»Wer sonst?«, wiederholte der Jüngling herausfordernd, als bereite ihm der Gedanke an jene, die gegangen waren, eine hämische Freude. »Emo vielleicht?« Er lachte spöttisch und blies der wilden Jägerin mit einem schamlosen Grinsen den Staub von den nackten Brüsten. »Wohl kaum. Wo immer sie jetzt sein mag, es wird ihr nicht an Liebhabern mangeln. Warum also sollte sie zurückkommen?« Die fließenden Gewänder wallten wie Nebelschleier, als er sich mit einer geschmeidigen Bewegung umdrehte und sich einer der anderen Gestalten zuwandte. »Oder hier, unser geliebter Asnar.« Ein teuflisches Grinsen huschte über sein Gesicht. »War er nicht der Erste, der sich feige zur Ruhe legte, als sich immer mehr Sterbliche von ihm abwandten? Der arme, alte vergessene Gott? Dabei hätte er doch wissen müssen, dass man sie nicht nur mit hehren Worten an sich ...«

»Schweig!«, herrschte der Wanderer ihn an. »Du solltest nicht spöttische Rede führen über jenen, dessen Samen du dein Leben verdankst.«

Doch der Jüngling warf nur höhnisch lachend den Kopf in den Nacken, breitete die Arme aus und vollführte eine Drehung, die deutlich machte, dass er weder den Zorn der schlafenden Götter noch den seines Vaters fürchtete. »Warum nicht?«, triumphierte er voll dunkler Freu-

de. »Sie sind fort. Alle! Nur ich bin geblieben, und so gibt es niemanden, dessen Willen ich mich zu beugen hätte.«

»Du hast sie ... nein, du hast uns alle betrogen. Das schändliche Spiel war von Anfang an geplant.« Nur mit Mühe konnte der Wanderer seinen Zorn bändigen. »Im Angesicht Callugars schworst auch du, diese Gestade zu verlassen. Aber du hattest niemals vor, dich an den Eid zu halten. Du wolltest die Macht für dich allein.«

»Sagen wir einfach, ich konnte nicht schlafen.« Das hämische Grinsen des Jünglings wurde eine Spur breiter. »Und als ich sah, wie sehr es die Sterblichen nach einem starken Gott verlangte, durfte ich ihnen ihren Wunsch doch nicht versagen.«

»Du gründest deine Herrschaft auf Blut!«, fuhr ihn der Wanderer an. »Dein hehres Antlitz ist nicht mehr als eine trügerische Maske, hinter der du dein abscheuliches Wesen verbirgst. Asnar würde vor Scham sein Schwert zerbrechen, wüsste er, welch grausames Regiment sein hinterhältiger Spross führt.«

»Aber er weiß es nicht!«, konterte der Jüngling in triumphierendem Tonfall. »Er schläft. Er und all die anderen hier, die sich wie beleidigte Kinder zurückzogen, als ihre Macht zu bröckeln begann.« Seine Stimme wurde eine Spur schärfer. »Warum haben sie nicht darum gekämpft, sie wiederzuerlangen? Warum nicht? Ich werde es dir sagen: weil sie ihr Dasein leid waren. Sie waren müde und gelangweilt. Die Sterblichen kümmerten sie wenig. Wen wundert es da, dass diese sich von ihnen abwandten? Woran hätten sie denn auch glauben sollen? Ich habe ihnen nur gegeben, wonach sie sich sehnten. Ein Land, das ...«

»... im Chaos versinkt. Eine Welt, in der Unterdrückung und Mord regieren und in der die Schwachen gnadenlos ausgebeutet werden«, warf der Wanderer voller Verachtung ein. »Eine Welt, die im Blut ihrer Völker ertrinkt.«

»Ich gebe den Sterblichen nur, wonach es sie verlangt«, erwiderte der Jüngling gelassen und beschrieb mit der Hand eine ausschweifende Geste. »Die Alten haben nie verstanden, dass die dunkle Seite der Sterblichen die stärkere ist. Blind wie sie waren, haben sie immer nur das Gute in ihnen gesucht. Gnade und Barmherzigkeit ... Wie oft habe ich diese Worte aus dem Mund meines Vaters gehört. Der alte Narr! Wahre Macht erwächst niemals aus höflichem Geplänkel. Neid, Habgier, Missgunst und Hass sind die Kräfte, welche die Sterblichen antreiben. Ich habe ihnen lediglich den Weg gewiesen, diesen Quell wahrer Macht für sich zu nutzen.«

»Indem du friedliche Königreiche der Barbarei preisgabst?« Der Wanderer ballte die Fäuste. »Ist es das, was du unter göttlicher Herrschaft verstehst?« Er trat einen Schritt auf den Jüngling zu. »Du bist zu weit gegangen«, entgegnete er mit richterlicher Miene. »Du willst es

nicht wahrhaben, aber die Ära deiner Herrschaft neigt sich bereits dem Ende entgegen. Ein neuer Ton schwingt mit im Lied der Macht. Ein Ton der ...«

»Ach ja, ich erinnere mich ...« Der Jüngling legte gespielt nachdenklich die Hand an das Kinn. »Wie sagtest du doch? *Die Knoten der Macht werden neu geknüpft* ... Aber wer sagt dir, dass sie nicht zu meinen Gunsten geknüpft werden? Diese lächerlichen Nebel sind für mich kaum mehr als ein Nadelstich im Gewebe des Schicksals. Die Freigläubigen haben einen Aufschub erwirkt; aufhalten können sie mich nicht. Am Ende werden auch sie sich meiner vollkommenen Macht unterwerfen.«

»Bei meinem Schwur! Ich werde es zu verhindern wissen!«, verkündete der Wanderer mit zornbebender Stimme.

»Du? Ausgerechnet du?« Der Jüngling brach in schallendes Gelächter aus. Sein Lachen brach sich an den Wänden der Halle, die es hundertfach zurückwarfen, als stimmten die schlafenden Götter selbst in seine Verachtung mit ein. »Du?«, rief er noch einmal, um Atem ringend. »Du willst dich mir in den Weg stellen?« Nur ganz allmählich fand er seine Fassung wieder und fuhr zynisch fort: »Wie willst du das anstellen, alter Narr?« Wie aus dem Nichts erschien ein blitzendes Schwert in seinen Händen. »Willst du mich damit erstechen?« Das Schwert verwandelte sich in ein Seil. »Oder erdrosseln?« Das Seil wurde zu einem Messer. »Mich des Nachts heimtückisch meucheln?« Das Messer verschwand, und eine gewaltige Flammensäule züngelte rings um ihn herum aus dem Boden. »Oder willst du mich gar im Feuer brennen sehen?« Er breitete die Arme aus und drehte sich lachend inmitten des Feuers. »Worte! Nichts als hohle Worte!«, spottete er aus dem Innern der lohenden Flammensäule heraus. »Du hast keine Macht über mich, du nicht und auch nicht diese feigen schlafenden Götter hier.« Mit einem leichten Sprung trat er aus den Flammen heraus auf den Wanderer zu. »Du lebst gefährlich«, zischte er ihm drohend zu. »Solltest du es wagen, dich mir in den Weg zu stellen, wirst du das Schicksal deiner Brüder teilen.« Er schnippte mit den Fingern, und das durchscheinende Bildnis eines sterbenden Mannes in dunklem Gewand formte sich in der Luft vor dem Wanderer. Dem Anblick des grausam Ermordeten folgten blitzartig weitere Todesszenen. Das Bild eines Gefesselten, der mit durchschnittener Kehle über einem Abgrund hing, wandelte sich übergangslos in den Anblick eines Ertrinkenden mit Todesfurcht im Blick, der mit den Fäusten verzweifelt an die Unterseite einer klaren Eisfläche schlug, um dann wieder das grausige Angesicht eines Mannes zu zeigen, der, in einen glühenden Feuerball gehüllt, aus einer lichterloh brennenden Hütte stürmte. Immer schneller wechselten die Bilder, eines schrecklicher als das andere, ganz so als trügen sie untereinander einen stummen Wettstreit aus, und sie erloschen erst, als der Jüngling erneut mit den Fingern schnippte. »Vergiss nie,

dass du der Letzte bist«, raunte er dem Wanderer zu. »Hier kann ich dir nichts anhaben, doch in der Welt der Sterblichen bist auch du vor mir nicht sicher. Ich werde dich zerquetschen wie eine Laus, so wie ich es schon mit den anderen tat.« Er fuhr herum und trat wieder in die Flammensäule. »Du kannst mich nicht aufhalten«, triumphierte er, während die Flammen Funken sprühend in die Höhe schossen und sein siegessicheres Lachen die Halle erfüllte. »Keiner kann das!« Für wenige Herzschläge tauchte das Feuer die Halle in ein gleißendes Licht, dann erstarben die Flammen, und mit ihnen erlosch auch die Gestalt des Jünglings. Das verzerrte Echo seines höhnischen Gelächters klang noch eine Weile in der Halle nach.

Der Wanderer seufzte gequält. Er hatte hehre Worte gesprochen und sich seine Zweifel nicht anmerken lassen. Doch die Bürde, die ihm auferlegt war, schien groß, zu groß für seine Schultern. Er hatte die Botschaft der Bilder verstanden und wusste, dass er nicht auf Hilfe hoffen konnte. Er war allein.

In tiefer Sorge, welchem der Völker das Schicksal letztlich zur Seite stehen würde, kniete er nieder, um mit seinem Bericht fortzufahren.

Mit den ersten Flüchtlingen war sie nach Nymath gekommen, Hunderte Winter bevor der Sturm die schiffbrüchigen Elben an die Küste nahe Sanforan warf und lange vor dem Krieg, der das Leben der letzten Freigläubigen für immer verändern sollte.

Sie sah Nymath noch so, wie es ursprünglich war: ein gastfreundliches Land, in dem Menschen und Uzoma friedlich nebeneinander und im Einklang mit der Natur lebten.

Damals war sie noch sehr jung. Eine Frau wie jede andere, und doch gänzlich anders als die Flüchtlinge, denen sie sich in Andaurien angeschlossen hatte. Sie war eine Namenlose; wohin das Schicksal sie führte, blieb ihr verborgen. Während jene, die sie durch die Wüste begleitete, einer nach dem anderen vergingen, fühlte sie mit denen, die Andaurien aus Furcht vor dem dunklen Gott verlassen hatten, und teilte deren Freude, als sie Nymath nach der langen Wanderung voller Leid und Entbehrung erreichten. Sie feierte mit ihnen die glückliche Rettung und trug mit all ihren Kräften dazu bei, den Vereinigten Stämmen eine neue Heimat in der Bucht von Sanforan zu erbauen.

Sie war eine von ihnen geworden und voller Zuversicht, dass die Flucht vor dem dunklen Gott endlich ein gutes Ende gefunden hatte. Hätte sie damals geahnt, welche Lebensspanne ihr vorherbestimmt war, sie hätte diese Bürde nicht tragen wollen. Doch dieses Schicksal offenbarte sich ihr nur sehr zögernd.

Erst als mehr und mehr Winter vergingen, wurde ihr bewusst, dass sie sehr viel langsamer alterte als die anderen. Immer häufiger musste sie Abschied nehmen von jenen, die ihr ans Herz gewachsen waren, um dann, viel später, hilflos mitzuerleben, welche tragische Veränderung in Nymath vor sich ging.

Oft hatte sie sich gewünscht, wie die anderen zu sterben. Doch etwas in ihrem Innern versagte es ihr, so einfach aufzugeben. Sie war nach Nymath gekommen, weil ihr eine Aufgabe zuge-dacht war. Eine Aufgabe, die sie nicht kannte und die wie ein verborgenes Samenkorn tief in ihr schlummerte, bis die rechte Zeit gekommen war.

So gingen Silbermonde und Winter dahin, und allmählich hinterließen die wechselnden Zeiten auch auf ihrem Gesicht Spuren. Ihre Haut zeigte erste Falten, und ihr Haar ergraute, während sie, von Schmerz, Trauer und Selbstmitleid gequält, ihr Dasein fristete. In ihrer Not zog sie sich von den Menschen zurück und lebte fortan allein in den Tiefen des Waldes, dessen erhabene Ruhe sie mit den Tieren und den Angehörigen eines friedlichen kleinen Volkes teilte, die ihr gelegentlich Aufmerksamkeiten in Form von Nahrung und Dingen des täglichen Gebrauchs zukommen ließen. Diese kleinen Menschen mit den kupfermondfarbenen Augen

waren unaufdringlich und zuvorkommend, und dennoch begegnete sie ihnen zunächst mit Misstrauen. Es dauerte jedoch nicht lange, bis sie begriff, dass auch sie Flüchtlinge waren.

Als die Elben, das langlebige Volk mit dem emmerfarbenen Haar, nahe ihrem Zufluchtsort siedelten, verschwand das kleine Volk aus den Wäldern und zog sich weit in die Berge zurück. Sie hätte ihnen dorthin folgen können, aber sie entschloss sich zu bleiben.

Die Elben erwiesen sich als freundlich und besaßen zudem außergewöhnliche Fähigkeiten, die in Nymath bisher unbekannt waren: das Wissen um die Macht der Runen – und die Magie.

Die Elben spürten, dass sie außergewöhnlich war, und ließen sie teilhaben an ihrem Wissen. Mithilfe der Magie entdeckte sie in sich ungeahnte Kräfte und lernte diese zu nutzen. Mit der Zeit wurde sie gewahr, dass die Begegnung mit dem fremden Volk eine tiefere Bedeutung für sie in sich barg. Sie spürte den Auftrag, der ihr vorzeiten übertragen worden war, und erkannte endlich auch den Sinn ihres Daseins.

Aber die Zeit war noch nicht reif. Sie musste warten.

Viele Hundert Winter lang lebte sie im Verborgenen. Die Falten wurden tiefer, das Haar grauer und die Stimme brüchig vom seltenen Gebrauch. Einzig die Elben wussten von ihr, doch sie achteten ihren Wunsch nach Einsamkeit und hielten ihren Zufluchtsort geheim.

Gaelithil wurde ihr zur Freundin. Die Elbenpriesterin gab ihr das Wissen um das Runenamulett und die Höhle der Seelensteine preis und hieß sie, es so lange zu bewahren, bis die rechtmäßige Erbin käme, es zu erfahren.

Und wieder wartete sie, Winter um Winter, während die Welt um sie herum in Dunkelheit stürzte – in einen gewaltigen, abwärts gerichteten Strudel, an dessen Ende nur der Sieg der Finsternis stehen konnte. Allein ihr altes Herz barg noch das Wissen, das für die Völker Nymaths längst verloren war, und sie spürte, dass die Zeit nahte, es ihnen zurückzugeben.

Als Gaelithils rechtmäßige Erbin kam, um das Geheimnis des Runenamuletts zu ergründen, zeigte sie sich seit vielen Generationen zum ersten Mal den Menschen und erfuhr, dass man sie nicht vergessen hatte. In den Mythen und Legenden, die man sich in Nymath an langen Winterabenden erzählte, hatte sie fortgelebt. Man sprach von ihr mit Ehrfurcht und Achtung und hatte ihr endlich auch einen Namen gegeben – die Magun!

Ylva, die Seherin des kleinen Volkes, erkannte sie schon von Weitem. Gebeugt von der Last der Winter, trat die Alte aus den Schatten der Bäume auf die kleine Lichtung hinaus, die ihr und der Magun seit vielen Wintern für ihre Treffen diente.

Die Luft war eisig und feucht. Starr hing sie zwischen den hoch aufragenden Tannen und hinterließ ihre weißen Spuren auf den froststarrten Nadeln.

Ylva fror. Sie hatte nicht geahnt, dass der Winter in den Bergen jenseits des milden Tals schon so weit vorangeschritten war, und schalt sich selbst eine Närrin, weil sie keine wärmende Decke mitgenommen hatte. Ihre Füße waren kalt, und der Atem, den sie an ihre eisigen Finger hauchte, stieg in kleinen weißen Wölkchen auf, um sich irgendwo über ihr mit der frostigen Luft zu vereinen.

Verschwommen und undeutlich im Dunst des Morgens sah sie die Magun näher kommen und ging ihr entgegen. »Ich grüße dich, Hüterin des Wissens«, sagte sie gemessen und verneigte sich ehrfürchtig. »Du hast nach mir gerufen, und ich bin gekommen.«

»Meine Tochter.« Die Magun lächelte zur Begrüßung, nickte bedächtig und stellte mit brüchiger Stimme fest: »Es ist kalt geworden.«

»Ungewöhnlich kalt für einen Herbstmorgen.« Ylva rieb sich die klammen Hände.

»Das ist sein Werk.« Die Magun hob den Blick zum Himmel, dessen Blau sich noch hinter dem frostigen Dunsthauch verbarg, und ein Schatten huschte über ihr Gesicht. »Den neuen Herrscher über die Elemente verlangt es nach einer Darstellung seiner Macht.«

»Was ist geschehen?« Eine tiefe Sorge schwang in den Worten mit, die Ylva aufhorchen ließen, während sie die Alte zu einem dicken Baumstumpf führte, damit sie sich setzen und ausruhen konnte. Doch statt eine Antwort zu geben, stellte die Magun eine Gegenfrage: »Ist die Tochter des dunklen Volkes wohlbehalten zu Euch gelangt?«

Ylva nickte. »Faizah geht es gut. Wir fanden sie an der Stelle, die du uns gewiesen hast. Sie war verletzt, aber sie ist jung und kräftig und wird sich schnell erholen.«

»Das ist gut.« Die Magun nickte wieder und schwieg.

Ylva wartete geduldig. Eine Weile lauschten die beiden Frauen in die Stille des Waldes, dann hob die Magun erneut an zu sprechen: »Sie war nur die Erste«, sagte sie in einem Ton, als erkläre dies alles.

»Die Erste von ...?« Ylva blickte die Alte fragend an. Unbehagen lag in ihrem Blick, denn sie wusste, dass die Antwort ihr missfallen würde.

»Acht oder zehn, vielleicht auch mehr.« Die Magun machte eine abschätzende Handbewegung. »Selbst ich vermag nicht zu sagen, wer überleben wird.«

»So viele?«, stieß Ylva bestürzt hervor. »Du verlangst viel von meinem Volk.«

»Ach, mein Kind.« Die Stimme der Alten war nicht mehr als ein Flüstern, als sie Ylvas Hand ergriff. »Nichts Böses wird deinem Tal und deinem Volk durch die Ankömmlinge widerfahren. Darauf hast du mein Wort. In diesen dunklen Zeiten müssen wir alle Opfer bringen. Hat

die Finsternis Nymath erst erobert, wird sie auch vor deinem Tal nicht Halt machen. Nichts dauert ewig, alles währt nur einen Hauch lang. Die Zeit des Lebens ist nur geliehen, und nichts ist sicher, solange wir nicht darum kämpfen.«

Ylva wollte etwas entgegnen, hielt ihre Gedanken aber sorgsam zurück. Sie erkannte die Weisheit in den Worten und fühlte, dass die Alte recht hatte. »Du weißt, dass mein Volk sich zurückgezogen hat, um fernab von Krieg und Leid ein friedliches Leben zu führen. Niemals zuvor haben wir Fremden gestattet, unser Tal zu betreten. Niemals haben wir uns in Dinge eingemischt, die nicht die unseren waren. Niemals haben wir den Schleier gelüftet, der uns vor den anderen verbarg. Dennoch, unsere Ahnen schworen einst, dir zu helfen, wenn die Zeit gekommen ist«, sagte sie gefasst. »Was also sollen wir tun?«

»Ihr müsst sie alle zusammenbringen«, erwiderte die Magun unumwunden. »Alle, die teilhaben an dem, was Nymath widerfährt, verfeindet oder verbündet, unwissend oder weise – alle, die das Schicksal auserwählt hat, für ihr Volk zu sprechen, müssen in eurem Tal zusammenfinden. Sie müssen einsehen und lernen zu verstehen, dann werden sie bereit sein, neue Wege zu beschreiten.« Plötzlich wurde ihre Stimme drängend. »Säumt nicht!«, mahnte sie. Mit den Fingern strich sie den Raureif von einem nahen Tannenzweig und hielt Ylva das schmelzende Weiß entgegen. »Auch er streckt bereits die Hand nach jenen aus, die wir suchen.« Sie wischte die Nässe an ihrem zerschlissenen Gewand ab und griff erneut nach Ylvas Hand. »Ich werde dir sagen, wo ihr sie findet«, sprach sie eindringlich. »Aber seid auf der Hut. Die Krieger müssen unverzüglich aufbrechen, sonst werden einige der Gesuchten die Pforte des *Hyrim* durchschreiten, ehe ihr sie findet.«

*

Die Sonne hatte den Zenit bereits zum zweiten Mal überschritten, als Bayard, Keelin und Ajana endlich die karge Arnad-Ebene hinter sich ließen und in das felsige Hügelland vordrangen, das dem Pandarasgebirge auf der Nordseite vorgelagert war. Ihren eigenen Spuren folgend, die der Wind langsam mit dem rötlichen Staub der Wüste füllte, hatten sie die Steppe unter einem wolkenlosen Himmel durchquert und sich nur eine kurze Nachtruhe gegönnt, bevor sie den beschwerlichen Ritt bei Sonnenaufgang fortsetzten.

Großes hatten sie geleistet und das Unmögliche vollbracht.

Doch das anfängliche Gefühl des Triumphes war rasch verflogen, und die erlittenen Strapazen forderten immer nachdrücklicher ihren Tribut. Obwohl sie den Weg zur Kardalin-Schlucht auf den Rücken kräftiger Pferde zurücklegen konnten und die Steppe nicht, wie auf dem Hinweg, zu Fuß durchqueren mussten, kamen sie nur sehr mühsam voran.

Der stetige Wind, welcher die drei seit dem Aufbruch vom Arnad begleitete, hatte in der Nacht auf nördliche Richtung gedreht und dabei derart zugenommen, dass er binnen kürzester Zeit zu einem allgewaltigen Sandsturm angeschwollen war. Inzwischen blies er so stark, dass selbst die harten Halme des Stachelgrases unter der Wucht des Windes bis auf den Boden gedrückt wurden. Die heftigen Böen zerrten an den Gewändern der Reiter und pressten die feinen Sandkörner, die im Gefolge des Sturms aus der nahen Wüste herangetragen wurden, selbst durch die Nähte ihrer Kleider.

Bayard spürte den Sand überall. Er knirschte zwischen den Zähnen, rieselte ihm aus Bart und Haaren und bildete eine raue, trockene Kruste auf den Lippen. Die harten Körner reizten die bloße Haut unter den Gewändern und drangen bis in die Stiefel. Es gab nichts, womit er den quälenden Juckreiz hätte lindern können.

Der Heermeister ließ sein Pferd anhalten, hob schützend die Hand vor die Augen und schaute sich besorgt nach Ajana um. Die junge Frau war weit zurückgefallen. Nicht mehr als ein dunkler Umriss zeichnete sich noch in dem rötlichen Nebel aus Staub und wirbelnden Sandkörnern ab, welcher alles verdeckte, was mehr als zehn Schritte entfernt war.

Keelin schloss zu ihm auf, zügelte das Pferd und schob das Tuch beiseite, das er sich vor Mund und Nase gebunden hatte. Dem schützenden Gewebe zum Trotz war das Gesicht des jungen Falkners von einer feinsandigen Schicht bedeckt, die er mit einer ärgerlichen Handbewegung abzustreifen versuchte, bevor er zu sprechen begann. »Wir sollten eine Rast einlegen, bis der Sturm vorüber ist«, rief er dem Heermeister über das Tosen des Windes hinweg zu und deutete auf eine Ansammlung großer Findlinge, die nur wenige Schritte entfernt wie eine natürliche Mauer aus dem Boden ragten. »Die Felsen dort böten uns Schutz vor dem Wind.«

Bayard schüttelte den Kopf, spie den Sand aus, der sich in seinem Mund gesammelt hatte, und antwortete mit einem nachdrücklichen »Nein!«

Sie waren nicht so weit vorangekommen, wie er es sich erhofft hatte. Schlimmer noch, sie waren viel zu langsam. Die Steppe mochte verlassen wirken, doch der bärtige Kataure wusste, dass der Schein trog. Dem Sandsturm allein hatten sie es zu verdanken, dass sie bisher vor den Augen ihrer Feinde verborgen und unbehelligt geblieben waren. Er war fest entschlossen, den Weg fortzusetzen, solange er die helle Scheibe der Sonne noch durch den wirbelnden Sand erkennen konnte.

»Wir reiten weiter!«, sagte er bestimmt. Der Wind riss ihm die Worte von den Lippen, aber Keelin verstand ihn dennoch.

»Ajana wird nicht mehr lange durchhalten!«, rief er gegen den Sturm an und lenkte sein Pferd dichter an das des Heermeisters heran, um nicht schreien zu müssen. »Eine Rast täte ihr gut.« Er deutete auf den wirbelnden Sand. »Bei dem Sturm werden uns die Uzoma gewiss nicht verfolgen.«

»Es gibt Schlimmeres als einen Trupp Uzomakrieger«, erwiderte der Heermeister düster. »Jede Speerweite, die wir uns dem Pandarasgebirge nähern, verheißt mehr Sicherheit – für uns und für Ajana«, sagte er in scharfem Ton, der keine Widerrede duldete. »Wenn sie zu schwach ist, um allein zu reiten, muss einer von uns sie mit aufs Pferd nehmen.«

Als Ajana endlich zu ihnen aufgeschlossen hatte, wandte er sich an sie, und sein Ton wurde sanfter. »Wie geht es Euch?«

»Gut.« Ajana hob den Blick, aber der Ausdruck von innerer Anspannung war auf ihrem Gesicht deutlich zu erkennen.

Bayard nickte. Er sah sehr wohl, dass sie sich nur noch mühsam im Sattel halten konnte, und spürte, dass ihre Auszehrung weit über die körperliche Erschöpfung hinausreichte. Es schien, als habe die Magie Ajana weit mehr als nur die körperlichen Kräfte entzogen. Allein dem treuen Pferd, das den anderen wie von selbst folgte, war es zu verdanken, dass sie den Anschluss bisher nicht verloren hatte.

Die tapfere Antwort war leicht zu durchschauen. Bayard spürte, dass Ajana sich nach Kräften bemühte, durchzuhalten und ihren Begleitern nicht zur Last zu fallen. Obwohl ihm das langsame Vorankommen nicht behagte, konnte er nicht umhin, sie im Stillen dafür zu bewundern. Dennoch war er nicht bereit, seine Entscheidung zu ändern.

»Nun, dann sollten wir nicht länger säumen.« Mit einem raschen Blick zur blassen Sonnenscheibe vergewisserte sich der Heermeister noch einmal der Richtung, die sie einschlagen mussten. Dann hob er die Hand und bedeutete den anderen, ihm zu folgen. »Wir reiten weiter!«